

lagen Lachen und Weinen als »stumme Allegorie« im Moment der Sinnkrise begriff, erkannte er im Lächeln die allegorisch gewordene Rückgewinnung eines Spielraumes. So wären Fischers Anregungen zum Gestischen für die Künste weiterzudenken, da sich hier eine allusivere wie resonanzbezogene Form exzentrischer Position bemerkbar macht. (391f.). Im Sinne von Plessners Fragmenten zu einer »Hermeneutik der Sinne« ist das Spiel des Lächelns etwa »sublime Allegorie des beherrschten Leibes«¹¹. Plessner selbst sah in seinem Spätwerk diese Frage einer »Hermeneutik der Sinne« von Gadamer-Schülern, wie dem Phänomenologen Hubertus Tellenbach in seiner Studie *Geschmack und Atmosphäre* (1968) über die weiterschließende Kraft des Riechens und Schmeckens, fortgetragen und um die abgeschatteten Erfahrungen der »Leibinnenseite« wie des Mitmenschen erweitert.¹² Tellenbach erinnerte daran, wie auf dem leiblichen Pfad die Philosophie zu ihren lebensweltlichen Wurzeln zurückkehrte. Schon der junge Nietzsche hatte auf diese – heitere – Neubegründung einer Philosophie als anthropologische Hermeneutik hingedeutet: »Das griechische Wort, welches den »Weisen« bezeichnet, gehört etymologisch zu sapio ich schmecke (...); ein scharfes Herausschmecken und -erkennen, ein bedeutendes Unterscheiden macht also (...) die eigentliche Kunst der Philosophie aus.«¹³

¹¹ HELMUTH PLESSNER: *Das Lächeln* (1950), in: Ebd., S. 430–432.

¹² Vgl. HUBERTUS TELLENBACH: *Geschmack und Atmosphäre*, Salzburg 1968, S. 15–19.

¹³ FRIEDRICH NIETZSCHE: »Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen« (1872/73), in: KSA I, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München 2012, S. 799–872, hier: S. 816.

Till Greite
Humboldt Universität zu Berlin
Institut für deutsche Literatur
Lehrstuhl Kulturwissenschaft/Medien
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
t.greite@hu-berlin.de

15174

ALEXANDER SCHNELL: *Wirklichkeitsbilder* (= Philosophische Untersuchungen 40). Tübingen 2015. Mohr Siebeck. 223 S.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben zahlreiche Impulse der Phänomenologie in Theorien des Bewusstseins, der Kognition, der Emotion und der sozialen Koexistenz Einzug gehalten. Husserls explizites Programm, wonach Phänomenologie transzendente Philosophie sei, erfährt dabei meist eine tendenziell »stiefmütterliche« Behandlung. So lange die Phänomenologie dank ihrer leistungsfähigen Deskriptionen zu einer präziseren Stilisierung unserer epistemischen Ausgangslage und ihrer Implikationen beiträgt, sehen auch »naturalistische« Verwender ihrer begrifflichen Mittel großzügig über ihre »idealistischen« Vermessenheiten hinweg. Doch die Zeit einer Marginalisierung ihres erkenntnislegitimierenden Anspruchs scheint vorbei – das »Transendentale« ist wieder ein aktuelles Diskussionsthema in der Phänomenologie, das »spekulative Format der Philosophie« noch nicht überall zugunsten einer »Sensibilität für sanfte commitments« (Wolfram Hogrebe) oder reiner »Archäologien von Sinn- und Seinsverständnissen« (Sophie Loidolt) verabschiedet.

Statt wie zahlreiche PhänomenologInnen Zugeständnisse an die Kritiker der transzendentalen Ausrichtung der Phänomenologie zu machen, wählt Alexander Schnell zur Vorstellung seiner »generativen Phänomenologie« eine offensive wie eigenständige Strategie: Am Leitfaden einer konse-

quenten Entfaltung der Einbildungskraft radikalisiert er die transzendente Perspektive, um so im Kontext gegenwärtiger Philosophie-Diskurse ihre argumentativen Ressourcen zu verdeutlichen.

Alexander Schnell entwickelt hierzu seinen Text *Wirklichkeitsbilder* von der Frage nach denjenigen Bedingungen und Funktionen aus, durch welche »das Aufgehen des Sinns möglich ist und uns dadurch »etwas« begegnet oder angehen kann« (2). »Sinn« ist für ihn »jene weiteröffnende Dimension, in der das Reale in seinen minimalen – aber notwendigen – Wahrheitsbedingungen erscheint« (3), also der »Spielraum« oder das »Element«, in welchem oder durch welches »das Erscheinende sich eben mit einer mehr oder weniger bestimmten Bedeutung bekennt« (3).

Wie aber entsteht »die so unaufhörliche wie rätselhafte Erzeugung und Bildung des »Sinns« (82)? Schnell zufolge ereignet sie sich als »generative« Genesis, das heißt als andauerndes »Aufbrechen eines Sinnüberschusses jenseits und diesseits des phänomenologisch Beschreibbaren« (1). Dieses Geschehen der Sinnerzeugung kann nicht als Produkt eines »präexistierenden Subjekts« (4) angesetzt werden – zur Disposition steht nicht ein Bewusstsein, dass Sinn »macht«, sondern ein Sinn, der »sich selbst« unaufhörlich bildet. Zwar weist jede Sinnbildung eine »subjektive« Dimension auf, doch um die »Kohärenz eines »sich bildenden Sinns« nachzuvollziehen, bedarf es der Thematisierung eines anonymen transzendentalen Feldes, in dem »ideale« (auf subjektive Aktivität rückführbare) und »reale« (aus der objektiven Äußerlichkeit hervorgehende) Aspekte sich als »Netzwerk von »Fungierungen«, »Leistungen« und [...] »Begriffen« (83) realisieren – und zwar »diesseits« der noetisch-noematischen Korrelation innerhalb der immanenten Sphäre des transzendentalen Bewusstseins. Ein

solches Netzwerk ist wirksam, wann immer »etwas« im Bezugsrahmen einer intentionalen Korrelation erscheint, ohne sich aber selbst durch die »Positivität« eines »durch ihn« Erscheinenden ontologisch zu manifestieren.

Von zentraler Bedeutung zur Erschließung der generativen, präimmanenten Bewusstseinsphäre sind nun »die jedem Sinnphänomen innewohnenden genetisch-imaginativen Prozesse« (2). Auf dieser genuin transzendentalen, weil für die Sinnbildung letztkonstitutiven Stufe ist das Objekt nie »reines« Objekt, das Subjekt nie »reines« Subjekt. Nicht »ein Hin- und Her« zwischen zwei bloß formal herausgebildeten Polen« (197), sondern die irreduzible architektonische Spannung zwischen »immanenten« und »transzendenten« Momenten der Sinnkonstitution leistet die »anonyme« Genesis des »sich bildenden Sinns« (83), die sich von keinem vorgegebenen Ausgangspunkt aus vollzieht. Nur am Leitfaden einer solchen »Endo-Exogenisierung« (26) des phänomenologischen Feldes kann sich die fortwährende Bestimmbarkeit des Erscheinenden auf der Grundlage eines »präimmanenten«, wechselseitigen Vermittlungsverhältnisses entfalten, in welchem sich die intentionale Korrelation *in actu* ausdifferenziert. Die Einbildungskraft ist nun diejenige Instanz, welche dieses Feld öffnet und stabilisiert. Folgerichtig kommt sie im Rahmen der generativen Phänomenologie als die gesuchte Minimalbedingung jedes intentionalen Gegenstandbezugs in den Blick: Ihre »bildenden« Leistungen gehen »konstitutiv jeglicher realen und faktischen Fixierung« (18) voraus und ermöglichen, dass Sinn sich als Spielraum jeder Bestimmung je schon schematisiert hat, unabhängig davon, worauf sich eine Intention jeweilig richten mag. Ein solcher Spielraum wird von »jede[r] objektivierende[n] Wahrnehmung«, ja von »jede[m] objektivierende[n] Bewusstsein über-

haupt (43) in Anspruch genommen: »Diese »Selbst-Schematisierung« [des Sinns, F.E.] ist das eigentliche und ur-eigene Werk der Einbildungskraft [...]« (196).

Was den Realismus der »generativen Phänomenologie« hierbei deutlich von gängigen Realismen abhebt, ist die Erarbeitung zahlreicher Aspekte der Nicht-Gegebenheit, die maßgeblich zur Sachhaltigkeit und Intelligibilität des Begriffs der Realität beitragen. »Das Reale ist nicht das Gegebene« (90): Hierfür sprechen die Rolle der Unscheinbarkeit und der Präintentionalität in der Phänomenalisierung, die Präimmanenz als »Milieu« der Genesis, sowie die reflexible Vernichtung des Bewusstseins in jeder stabilisierten Bestimmung – »das Bewusstsein ist das Vehikel des Gegebenseins, die Realität ist das Zugrundegehen des Bewusstseins« (91). Den »höchsten Punkt« der generativen Realitätsproblematik bildet die »Identifikation von Realität und »Reflexion der Reflexion« (108). Hier erhellt sich der Begriff des Korrelationismus auf signifikante Weise: Es geht gerade nicht um die Gegenüberstellung eines an sich Seienden und einer empirischen, psychologischen oder sonst wie realen, raumzeitlichen Ich-Instanz. Vielmehr handelt es sich um eine Reflexion über die Grundstrukturen des Denkens, sofern es real Seiendes zu treffen vermag und selbst in seinem transzendentalen Sein bestimmbar ist.

Das Programm der generativen Phänomenologie erfordert dabei die Auseinandersetzung mit konkreten phänomenalen Gehalten, um »eine transzendente Erfahrung herauszustellen« und vor allem ein transzendentes Feld zu begründen, das diesseits jeder »anschaulichen« Erfahrung angesiedelt« (24) und in stande ist, eine einem jeweiligen phänomenalen Gehalt angemessene »Fundierung ohne Fundament« (22) zu leisten. Die Erschließung dieses »anonyme[n]«, »prä-

immanente[n]«, »präphänomenale[n]« Feld[es]« (26), jener »dynamische Dimension des Erscheinens, die sich nicht auf einen stabilen ontologischen Grund stützen kann« (32), verlangt Schnell zufolge nach »phänomenologischen Konstruktionen«, die er im Rahmen des generativen Ansatzes mithilfe der Feinabstimmung eines »spekulativen Transzendentalismus« und einer »konstruktiven Phänomenologie« (26) zu entwickeln sucht.

»Phänomenologische Konstruktion« bildet demnach auch den »methodologische[n] Grundbegriff der neu zu gründenden transzendentalen Phänomenologie« (37). Mit ihrer Hilfe soll »jegliche Faktualität in Bewegung« versetzt werden können, »erzittern« (6), um Zugang zu einer Konstitutionsstufe »diesseits des »Gegebenen« und des »Wahrgenommenen« (2) zu eröffnen. Dementsprechend ist es ein methodisches Grundanliegen der generativen Phänomenologie, die Gegebenheiten der immanenten Bewusstseinsphäre zu re-kontingenzieren, und die ihnen operative Existenz verleihenden Prozesse aufzuspüren. Es ist ja gerade die Pointe einer Phänomenologie des Unscheinbaren, deren Tradition Schnell fortschreibt, statt bei Beschreibungen der Wirklichkeit anzusetzen, wie sie sich als verwirklicht gibt, zu den »Regeln und Gesetzmäßigkeiten« (89) der selbsttragenden Operativität des dichten Kontingenzschattens aller Aktualität vorzudringen. Die festen und fertigen Gegenstände, die sich um die sie schaffenden Fugen schließen, müssen als Resultate von Vollzugsbewegungen, die sich in ihnen ausbalancieren, intelligibel werden. Dergestalt soll die Art und Weise entdeckt werden, wie die Einbildungskraft das transzendente Feld »generiert«, dessen Notwendigkeit »sich je nur in dieser Genesis selbst »entdeckt« (6). Anders formuliert: Es gilt, das Bewusstsein methodisch dabei zu »über-raschen, wie es der Erfahrung den

habitualisierten »Kredit« ihrer un-komplexen Beschreibung gibt – Teleologie, Univozität, Hierarchie, Transitivität.

Somit ist es die Aufgabe der phänomenologischen Konstruktionen, die bildenden Verfahren zu Tage zu fördern, die dem »Haben« eines »Realen« oder eines »Gegebenen« vor jeder faktischen »Absetzung« zugrunde liegen. Die Ausgangspunkte phänomenologischer Konstruktionen sind dabei die Endpunkte der deskriptiven Analyse. In einer »phänomenologische[n] Zickzack-Bewegung« (38) suchen sie zwischen den »deskriptiv nicht weiter erklärbaren Phänomenen und eben dem zu Konstruierenden hin und her« (150) zu »schwingen«. So soll das »wechselseitige Bedingungsverhältnis von Genesis und Faktualität« (107) in eine Erfahrung übersetzt werden; diese weist eine transzendente Struktur auf, dergestalt, dass sie sich als Ermöglichung der Möglichkeit des Ausgangspunktes selbst realisiert. Ontologisch handelt es sich bei dem Zu-Konstruierenden weder um ein im Voraus Gegebenes, noch um etwas, das allererst hervorgebracht werden muss, sondern um etwas, das einem anderen »architektonischen Register« als dem intuitiv Individuierbaren, schon Konstituierten angehört. Die sich in diesem konstituierenden Register ereignende Komplexität bedingt die Unwahrscheinlichkeit des stets prekär konstituierten Gegebenen. Sie aktualisiert sich nicht »ontisch«, als immer schon vollständiges und geschlossen-seiendes Perfekt, sondern als weder eidetisch noch deterministisch garantierter Zirkel transzendental-konstruktiver wie ontologisch-kontaminierter Transpositionen. Dieser Zirkel ist nicht vitiös, da die notwendige »Heterogenität« zwischen Bedingendem und Bedingten« (42), also zwischen Weisen der Gegebenheit und der Nicht-Gegebenheit, methodisch operationalisiert wird.

Liest man die *Wirklichkeitsbilder* im Kontext seiner bisherigen – mehrheitlich französischsprachigen – Forschungen, wird einsichtig, auf welchem Reflexionsniveau Schnell den transzendentalen Problemhorizont entwickelt. Verglichen mit dem Stand aktueller Literatur zum Thema ist der hier zum Einsatz kommende Begriff des Transzendentalen in seiner systematischen Prägnanz und historischen Tiefe vorbildlich: Die von Kant angestrebte Erkenntnislegitimation wird unternommen, der spekulativ-imaginative Ansatz Fichtes in die Auseinandersetzung mit konkreten phänomenalen Gehalten gebracht, der von Schelling beschriebene Prozess der Selbst-Objektivierung der Natur in seinen architektonischen Implikationen als wechselseitiges Bedingungsverhältnis entfaltet, Husserls Überforderung der Anschauung in transzendentaler Perspektive mithilfe neu entwickelter Kriterien phänomenologischer Ausweisbarkeit zur Disposition gestellt, und schließlich Heideggers Figur der »Ermöglichung« ausgestaltet. Die transzendentalphilosophische Gretchen-Frage, wie das Apriori selbst begründet werden kann, ist pointiert entwickelt und aufschlussreich beantwortet; die generative Plausibilisierung der Möglichkeit, wie durch Denken Seiendes in seiner Realität erfasst werden kann, ist bemerkenswert im Vergleich mit bisherigen Versuchen der phänomenologisch-transzendentalen Tradition. Gerade für Skeptiker eines transzendentalen Philosophie-Stils wird es überraschend sein, wie komplex der Begriff der Realität sich darstellt: Keine einzige empirisch-inhaltliche Bestimmung des Realen wird in ihrer Gültigkeit desavouiert, sondern lediglich in einen Bezugsrahmen überführt, der die Möglichkeit ihrer Stichhaltigkeit verständlich macht.

Das phänomenologische Pensum der *Wirklichkeitsbilder* ist dabei weit gefächert. Schnell nimmt sich der klas-

sischen Phänomenologie (Husserl, Heidegger, Fink) in ebenso differenzierter Weise an wie der französischen Phänomenologie (vor allem Levinas und Ricœur). Besonders hervorzuheben ist dabei, wie er mit zentralen Aspekten des Werks des hierzulande noch kaum erschlossenen belgischen Phänomenologen Marc Ricœur umgeht, von dem der so zentrale Begriff eines Sich-bildenden-Sinns (*sens se faisant*) entnommen ist. Und unabhängig davon, ob die konkrete methodische Verfahrensweise der phänomenologischen Konstruktion anerkannt und praktiziert wird, ist die Trias der Tatsachen, welche die generative Phänomenologie ausweist, ein philosophischer Ertrag, den man im Auge behalten darf: »Urtatsachen« als Thema phänomenologischer Metaphysik, »Gegebenheits-Tatsachen« plus präreflexiver Implikationen als Thema deskriptiver Phänomenologie, und schließlich »präintentionale Tatsachen« als Thema konstruktiver Phänomenologie.

Wie es seitens der Mitglieder der Zunft allerdings aufgenommen werden wird, dass Schnell nicht das Transzendente zugunsten des »Prinzips aller Prinzipien« kippt, sondern umgekehrt diesem zugunsten des Transzendenten als methodologischer Grundlage eine dezidierte Absage erteilt, kann mit Spannung erwartet

werden. Es bedarf wahrscheinlich noch weiterer Klärungs- und Darstellungsarbeit, um die intuitive Einsichtigkeit der phänomenologischen Konstruktionen auch für Zweifler an der Möglichkeit einer Imaginationsbasierten »Fundierung ohne Fundament« zu erschließen. Jedoch gilt es das Reflexionsniveau und das Rezeptionsspektrum der generativen Phänomenologie höher zu veranschlagen als das einer geläufigen Skepsis bezüglich der Reichweite phänomenologischer Methodologie, wie sie beispielsweise Tom Sparrow mit seiner populären These von *The End of Phenomenology* vertritt. In diesem Text werden weder die systematischen Verbindungslinien zwischen Phänomenologie und Transzendentalphilosophie noch die neuesten Entwicklungen der phänomenologischen Theorie-Bildung berücksichtigt, was die Ergebnisse entweder zur Glaubensfrage oder ganz obsolet macht – eine Alternative, die doch gerade der Phänomenologie vorgeworfen werden soll.

Fabian Erhardt
Bergische Universität Wuppertal
Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften
Philosophisches Seminar
Gaußstr. 20
D-42119 Wuppertal
fabianerhardt@gmx.de

Ewiger Frieden zwischen objektiver Geltung und Utopie



NEU
2018

Hünig | Klingner

... jenen süßen Traum träumen

Kants Friedensschrift zwischen objektiver Geltung und Utopie

2018, 320 S., brosch., 59,- €

ISBN 978-3-8487-5151-8

eISBN 978-3-8452-9348-6

(Staatsverständnisse, Bd. 118)

nomos-shop.de/39430

Dass Kants Überlegungen zum „ewigen Frieden“ auch noch 220 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen einige Relevanz zukommt, ist angesichts der heutigen politischen, alles andere als friedlichen globalen Lage nur schwer zu leugnen. Allerdings wird bei Interpretationen der Friedensschrift nicht selten übersehen, dass Kant selbst mit ihr vor allem eine kritische Rechtslehre vom Weltfrieden vorgelegt hat. Damit unterscheidet sich sein friedentheoretischer Entwurf grundsätzlich

sowohl von jeder Form moralisierender Friedensschwärmerei als auch von pragmatischen Konzeptionen wohlkalkulierten multilateralen Waffenstillstands. Die Beiträge des vorliegenden Bandes fragen anhand der Themenkomplexe ‚Frieden und Krieg‘, ‚Hospitalität‘, ‚Natur und Geschichte‘ und ‚Politik‘ nach den Problemen und Chancen jener Rechtslehre vor dem Hintergrund zeitgenössischer wie aktueller philosophischer Diskussionen.

Nomos
eLibrary

Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar unter: www.nomos-elibrary.de

Bestellen Sie jetzt telefonisch unter (+49)7221/2104-37.

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de

Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer

 **Nomos**